

Leberecht Hühnchen [Fortsetzung]

Autor(en): **Seidel, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 8

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664462>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Leberecht Hühnchen

Von Heinrich Seidel

7

Wie und wann ich allmählich dahinter kam, weiss ich nicht mehr, mir ist nur erinnerlich, dass ich zuerst lange keinen Verdacht schöpfte, so wohlwollend auch die Blicke der braven Frau auf mir ruhten und so oft sie mir auch erzählte, wie kurze Zeit sie nur das Glück genossen hätte, mit ihrem Seligen vereint zu sein, und wie sonderbar sie auch seufzte, wenn sie das Zimmer verliess. Auch als sie mir den grossen Beweis des Vertrauens gab, mich in Vermögensangelegenheiten um Rat zu fragen, und ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, dass sie über mehr als zwölftausend Taler in Hypotheken und sicheren Staatspapieren verfügte, merkte ich nicht den Köder, denn in solchen Dingen war ich eigentlich immer ziemlich dumm. Dann aber stellten sich bei dieser Frau literarische Neigungen ein, und solches erfreute mich anfangs sehr als ein Zeichen spät erwachenden Bildungsdranges. Wenn ich nach Hause kam, fand ich oft aufgeschlagene Bücher aus meiner kleinen Bibliothek auf dem Tische und durfte vermuten, dass Frau Schüddebald in meiner Abwesenheit darin gelesen hatte. Zuletzt aber fiel es mir doch auf, dass an solchen Stellen immer nur von Liebe die Rede war, dass die Bücher immer mit einer gewissen Absichtlichkeit an einem Orte lagen, wo sie mir ins Auge fallen mussten, und dass dies ganze Verfahren durchaus nicht mit der sonst so peinlichen Ordnungsliebe dieser Frau in Harmonie stand. Da ich mich zur Erholung von meinen Berufsgeschäften vorzugsweise gern mit den Werken älterer und neuer Dichter beschäftigte und zuweilen selber wohl einen kleinen Jagdausflug auf den Helikon unternahm, so fand sich zu solchen seltsamen Taten meiner Wirtin Gelegenheit genug. Trotzdem dauerte es lange Zeit, bis ich die eigentliche Bedeutung dieser Sache begriff, denn anfangs hatte ich dies nur für ein dem weiblichen Geschlechte innewohnendes allgemeines theoretisches Interesse für die Angelegenheiten der Liebe gehalten, das ja selbst Urgrossmütter nicht ganz verlieren sollen. Aber eines Tages, als ich Mörikes Gedichte aufgeschlagen fand bei der Stelle:

«Fragst du mich, woher die bange
Liebe mir zum Herzen kam, ...»

da erleuchtete sich plötzlich alles elektrisch und ich sah mit einemmal klar. Von nun an schien mir mein Heil nur in der äussersten Würde und Gemessenheit zu liegen, aber die kühle Gleichgültigkeit, die ich jetzt im Verkehr mit Frau Schüddebald entfaltetete, hatte das Gegenteil der gewünschten Wirkung. Ihr Wesen wurde immer elegischer, ihre Seufzer holte sie aus immer grösseren Tiefen der Seele, und ein Ausdruck hinschmachtender unerwidelter Liebe wich nicht mehr aus ihrem Antlitz. Der Teufel plagte mich eines Tages, zu prüfen, wie weit wohl ihre Aufopferung bei dieser merkwürdigen Gemütslage gehen würde, und da ich vor kurzem ein Pärchen Bartmeisen in einer Vogelhandlung gesehen hatte, das mit dem brennenden Wunsche, es zu besitzen, mein Herz verwundet hatte, so fragte ich nach einer diplomatischen Einleitung vorsichtig an, was wohl Frau Schüddebald sagen würde, wenn ich mir diese reizenden allerliebsten Tiere anschaffen würde. Und was geschah? Mit einer Miene unendlicher demutsvoller Hingebung erwiderte sie: «Wenn Sie es wünschen, lieber Herr, gern!»

Ueber diese Antwort, so viel Verlockendes auch für mich darin lag, war ich heftig erschrocken. Ich sah es nun klar, der Wurm der Liebe nagte schon an den Grundfesten ihres Charakters, denn ich fand sie bereits entschlossen, Prinzipien zu opfern.

Für manchen hätten wohl die Annehmlichkeiten, die eine solche Verbindung mit sich führte, viel Verlockendes gehabt. Einfacher konnte ich gar nicht zu einer wohl eingerichteten Häuslichkeit kommen, nicht einmal auszuziehen brauchte ich. Zwar fünf Jahre älter war Frau Schüddebald als ich, jedoch eine saubere, stattliche und wohl erhaltene Frau. Ich hatte schon andere Dinge erlebt. Einer meiner Freunde hatte eine Dame geheiratet, die ihn im Alter um acht Jahre übertraf, und es war eine glückliche Ehe geworden. Allerdings war

sein Beweggrund Liebe und nicht Bequemlichkeit gewesen. Dass ich jedoch diesen gefährlichen Spekulationen nicht zu lange nachhing, habe ich dem Barbier Kräutlein zu danken. Herr Kräutlein war, wie fast alle Barbieri, von etwas ausschweifender, zur Romantik geneigter Gesinnung und feurigen Gemütes. Die mannigfachen Vorzüge der wohlhabenden stattlichen Witwe hatten sein Herz entzündet und seit einiger Zeit verfolgte er sie mit glühenden Werbungen. Es ist möglich, dass diese, bevor durch den Gott der Liebe ihr Sinn auf mich gewendet worden war, den schmeichlerischen Worten des Barbiers mehr Gehör geschenkt hatte, jetzt aber war sie eitel Grausamkeit und Härte gegen Herrn Kräutlein. Solches aber entflamte nur immer höher die Glut dieses Märtyrers der Liebe, und sehr bemerkenswert war es zu sehen, wie wohl sich die alternde Frau in dem Abglanz dieser schmeichelhaften Flammen gefiel, denn durch all den Zorn über die zudringlichen Werbungen dieses Hasenfusses leuchtete doch immer die stille Befriedigung, vor den Augen des geliebten Mieters so heiss begehrt zu werden. Uebersaus komisch war eine Szene, die sich fast täglich ereignete. Wenn der Barbier meinen Freund Oppermann, der drei Treppen hoch wohnte, des Morgens wie gewöhnlich rasiert hatte und wieder herunterkam, dann zog er regelmässig die Türglocke, um Frau Schüddebald herbeizulocken. Wenn sie dann kam und vorsichtig zuerst durch das Guckloch in der Tür hinauslugte, gurrte er ihr, die natürlich nicht öffnete, durch dieses kleine Loch die heissesten Schwüre und Liebesbeteuerungen zu, während sie als Gegengabe die härtesten Schmähungen auf seine wohlgekräuselten Barbierslocken häufte. Hatte er dann fruchtlos dort einige Zeit geseufzt und deklamiert, verliess er gekränkt den Ort seiner Schmach, ermannte sich aber vor der Haustüre wieder, steckte die Hand in den Busen, warf noch einige grossartig flammende Blicke auf die Fenster des Hauses und begab sich erhobenen Hauptes und wogenden Ganges hinweg. Einmal aber, als er gerade die Treppe herabkam und Frau Schüddebald in demselben Augenblicke dem Briefträger geöffnet hatte, war er in geschickter strategischer Benutzung dieses günstigen Momentes eingedrungen, hatte auf dem schmalen halbdunklen Korridor zuerst einen grossartigen Fussfall im Opernstil getan und war dann so feurig geworden, dass sich Frau Schüddebald seiner mit einer Feuerzange erwehren musste, ihn auch nach mehreren tapferen Angriffen endlich in die Flucht trieb.

Nun aber war ihre Geduld am Ende und das nächste Mal versuchte sie ein anderes Mittel zur Abkühlung dieser gewaltigen Liebesflamme. Als nun Herr Kräutlein schon am anderen Tage wieder unabgeschreckt seine gewohnten Liebesbeteuerungen durch das Guckloch gurrte, da war sie doppelt hart gegen ihn und behandelte ihn so schrecklich, dass er früher als gewöhnlich abliess und sich davonschob. Im nächsten Augenblicke sah ich Frau Schüddebald in grosser Eile durch mein Wohnzimmer in die Schlafkammer rennen und ward durch ein seltsam furienhaftes Leuchten ihrer Augen erschreckt. Ich folgte ihr und sah sie am offenen Fenster stehen, wie sie lauernden Blickes ein grosses Gefäss mit Wasser in den Händen hielt. In diesem Augenblicke trat der Barbier aus dem Hause, und als er eben nach seiner Gewohnheit den grossartig flammenden Blick auf die Fenster des Hauses senden wollte, da — klatsch — traf ihn ein wohlgezielter Wasserguss von den grausamen Händen der Geliebten und durchnässte ihn von oben bis unten. Wenn diese aber geglaubt hatte, durch dieses Verfahren eine zerknirschende Wirkung auf Herrn Kräutlein auszuüben, da fand sie sich schwer getäuscht, denn nun erst fühlte sich dieser ganz auf der Höhe seines Märtyrertums und heiss durchsrönte ihn das stolze Bewusstsein, für seine erhabene Liebe ungerecht zu leiden. Seine Augen flammten, seine Brust weitete sich, und hoch erhobenen Hauptes stolze Blicke um sich sendend, ging er, obwohl nass wie eine gebadete Katze, fast eine Viertelstunde vor dem Hause auf und ab, nicht achtend der spöttischen Zurufe und der lächelnden Blicke, die ihm aus den Fenstern der Umwohnenden reichlich zuteil wurden. Sobald meinem Freunde Oppermann dieses Abenteuer bekannt wurde, schaffte er Herrn Kräutlein ab, denn er fürchtete es, sich ferner dem Messer eines vom Wahnsinn der Liebe ergriffenen Barbiers anzuvertrauen: «De Kierl snitt mi jo womöglich den Hals af!» sagte er in seinem heimischen Idiom, und solchem Beispiel folgten noch einige andere Kunden in der Gegend, so dass der unglückselige Mann ausser jener tiefen Herzenskränkung auch in seiner bürgerlichen Nahrung arg geschädigt wurde. Er musste mich wohl hinter seiner geliebten Feindin haben stehen sehen, als er so grausame und verächtliche Behandlung von ihr erfuhr, denn von nun ab schien er mich mit Groll und Argwohn zu betrachten, warf aus rollenden Augen furchtbare Othelloblicke auf mich, wenn er mir begegnete, und murmelte Unverständliches zwischen den

Zähnen. Um diese Zeit erhielt ich folgende Zeilen von Hühnchen:

«Liebster Freund!

Am ersten Juli zieht der Major aus, um zu heiraten. Als ich nun gestern mit Lore darüber sprach, da schoss wie ein glänzendes Meteor ein herrlicher Gedanke durch die Nacht meines Hirnes. Teuerster Freund, die Wohnung ist ja gerade wie für Dich geschaffen! Nachdem ich diese geniale Idee geäußert hatte, verbreitete sich Sonnenschein durch das ganze Haus, Lore strahlte, die Kinder sprangen und ich musste mir so lange die Hände reiben, dass ich siebenmal die Stube damit auf und ab kam. Dadurch angeregt, liess unser neuer Kanarienvogel, der auch wieder Hänschen heisst, seinen ungeheuren Triller los, der so lang wie die Friedrichstrasse ist, wahrhaftig wie ein Fusssteig in die Ewigkeit. Mit einem Wort, das Haus Hühnchen jauchzte. Da wir gerade zu Tische gehen wollten, holte ich zur Feier dieser glücklichen Stunde eine Flasche Saurer herauf und so wurden wir noch lustiger und liessen unseren zukünftigen Hausgenossen leben. Denn dass Du diese Gelegenheit beim Zipfel ergreifen wirst, erscheint mir ausser aller Frage. Ueber Frau Schüddebolds Strenge und ihren unvernünftigen Hass gegen alles, was da fleucht und kreucht, hast Du Dich oft beklagt. Sieh mal, bei mir soll der Stab Sanft über Dich geschwungen werden, bei mir kannst Du Dir meinetwegen eine ganze Menagerie anlegen und Dir die ungebräuchlichsten Tiere anschaffen. Wie wäre es zum Beispiel mit einer Giraffe? Zwar muss es schon eine Klappgiraffe sein, damit sie in unseren Salons Platz fände, oder es wird auf andere Weise Rat geschafft. In unserem Südzimmer kann sie wunderschön stehen in heimischem Klima, und damit sie in ihrer räumlichen Entfaltung nicht behindert wird, machen wir in Dein Zimmer hinein ein Loch in die Decke, wodurch sie den Hals und den Kopf steckt. So kannst Du den besseren Teil des anmutigen Tieres stets um Dich haben, kannst es streicheln, tränken und füttern und ihm Gedichte vorlesen, während wir uns zugleich unten seiner Lieblichkeit erfreuen. Mit einem Wort, bei uns kannst Du machen, was Du willst, und wenn es Dein Herz gelüstet, das Bombardon zu spielen oder um das Abendbrot auf einer Posaune zu blasen, so wird Dir niemand darin hinderlich sein, denn Nerven hat in diesem ganzen Hause kein Mensch.

Drum, lieber Freund, entschliesse Dich und beglücke uns möglichst bald mit Deiner Zusage. Die

Arme der Familie Hühnchen sind geöffnet, Du brauchst Dich nur hineinzustürzen. Wir wollen Dein Wohnzimmer neu tapezieren lassen; Lore hat kürzlich neue Tapeten gesehen mit Blumen, Vögeln und Schmetterlingen, sie sagt: märchenhaft wie aus ‚Tausend und einer Nacht‘. Der Wein ist nun schon so hoch emporgerankt, dass Dir die Trauben ins Fenster hängen werden, und dann die Aussicht auf den Garten, auf den Napoleonsbutterbirnbaum und den Gravensteiner und im Hintergrund die Laube mit dem Springbrunnen davor. Locket Dich das nicht? Hurra! ich freue mich furchtbar auf Deine Zusage! Alle grüssen Dich herzlich!

Dein

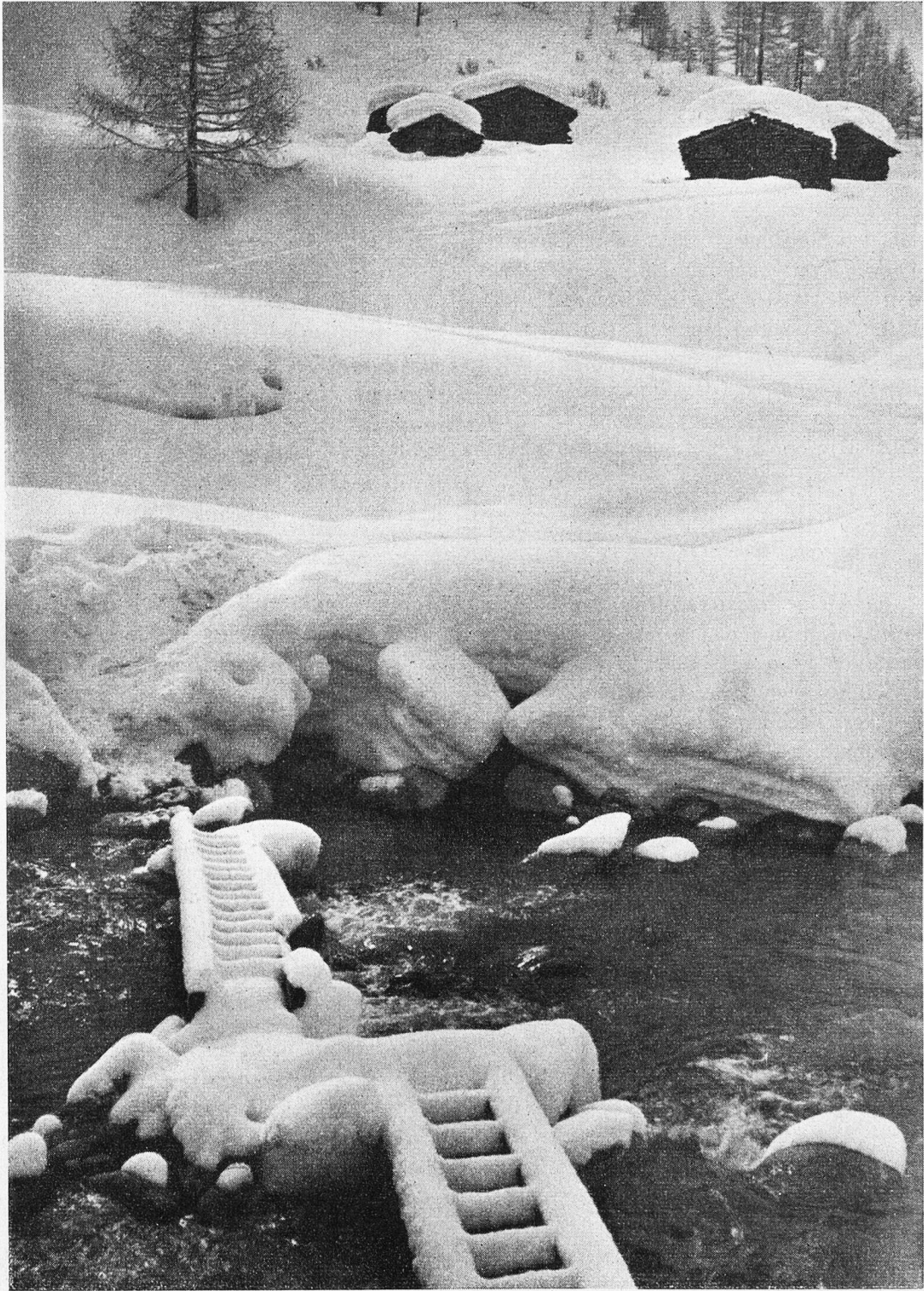
Hühnchen.»

Dieser Brief kam mir wie eine Erlösung. Ja, so war es am besten, so entging ich gleichzeitig der Liebe und dem Hass. Denn auf die Dauer war Frau Schüddebolds Zuneigung doch nicht gut zu ertragen und sehr wenig erheiternd war die Vorstellung, einen Feind in steter Nähe zu wissen von phantastischer und exzentrischer Gemütsart, der unausgesetzt einige haarscharf geschliffene Rasiermesser bei sich führte.

Schrecklich war der Augenblick, als ich Frau Schüddebold kündigte. Sie stand da, bleich und starr wie eine Bildsäule mit der Unterschrift: «Der stille Vorwurf.» Dann traf mich ein Blick, in dem mit Riesenbuchstaben geschrieben stand: «Habe ich das um dich verdient?» und ohne ein Wort zu sagen, entfernte sie sich mit dem qualvollen Seufzer einer tief gekränkten Seele. Man vergönne mir zu schweigen über diese letzten Tage, wo Frau Schüddebold bei mir aus und ein ging wie eine stumme Anklage, still aber gross in ihrem Schmerz. Nur einmal noch fand ich Mörikes Gedichte wieder aufgeschlagen an einem Platze liegend, wo sie mir sofort in die Augen fallen mussten. Die Verse, die ich lesen sollte, lauteten:

«Lebe wohl! — Du fühlst nicht,
Was es heisst, dies Wort der Schmerzen;
Mit getrostem Angesicht
Sagtest du's und leichtem Herzen.
Lebe wohl! — Ach tausendmal
Hab' ich mir es vorgesprochen,
Und in nimmersatter Qual
Mir das Herz damit gebrochen!»

Ich kann aber zum Troste für alle zartfühlenden Seelen hier berichten, dass die Frau sich recht bald in ihr trauriges Schicksal gefunden hat. Indem sie sich zuletzt wohl überlegte, dass ein, wenn auch



Sinfonie in Weiss

ein wenig verrückter, so doch einer ungewöhnlichen Liebesglut fähiger Lebensgefährte immerhin besser sei als gar keiner, hat sie zuletzt, geschmeichelt und gerührt von der unwandelbaren Beharrlichkeit, mit der dieser Mann ihr sein Herz entgegentrug, dem Barbier Gehör gegeben und ihn für kurze Zeit zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht. Denn nach der Hochzeit ist es bald anders geworden, und Herr Kräutlein schmachtet in furchtbarer Tyrannei. Sie hat das unglückselige Gewächs an den Stab ihrer Strenge gebunden und sich mit ganzer Kraft bemüht, alle seine vergnüglichen Auswüchse wieder gerade zu ziehen. Seiner leichtbeflügelten, phantasiereichen Barbiersseele hat sie eine Feder nach der anderen ausgerupft und in dem Leben dieses unglückseligen Opfers der Liebe ist jetzt nicht mehr Romantik, als in einem hohlen Hirsekorn Platz hat. Armer Kräutlein!

II. Wie es sich bei Hühnchens wohnte

Obwohl, das kleine Intermezzo mit dem Barbier ausgenommen, während meines Aufenthaltes in den Räumen der Frau Schüddebald sich eigentlich nicht viel Aufregendes ereignet hatte, so kam es mir doch vor, nachdem ich einige Wochen bei Hühnchen wohnte, als sei ich in den Hafen der Ruhe, des Friedens und des Behagens eingelaufen. Auch Frau Lore verbreitet Sauberkeit und Ordnung, wo sie herrschte, allein diese Tugenden waren bei ihr nicht starre, blutlose Götzen, die auf den Knien unter Furcht und Zittern angebetet werden mussten, sondern sanfte Genien mit leisen Füßen und zarten Händen, die ihr Ding ohne Geräusch taten und keinen Dank begehrten. Jetzt empfand ich erst, welch ein verschüchterter Sklave ich bei Frau Schüddebald gewesen war, die mich fast dazu gebracht hatte, mir das Rauchen abzugewöhnen, weil es den Gardinen schadet, wo ich niemals gewagt haben würde, des Abends beim Lesen die Beine auf das Sofa zu strecken, obwohl es für mich ein himmlisches Vergnügen ist, ein gutes Buch gerade in dieser Lage zu geniessen. Wie frei fühlte ich mich jetzt in einer Wohnung, wo alle Möbel und Geräte zum Gebrauch und nicht ausschliesslich zur Schonung da waren. Frau Schüddebald hatte die Schutzüberzüge ihrer Polstermöbel nochmals wieder mit jener ewig verrutschenden Erfindung von des Teufels Grossmutter bedeckt, die man mit dem schönen deutschen Namen Antimakassar bezeichnet; da waren Dinge unter Glas-

glocken oder in Flor gehüllt und überall stiess man auf etwas, das tabu oder noli me tangere erschien. Ha, hier atmete ich auf. Ich schaffte mir gleich, obwohl die Gesangszeit schon vorüber war, ein Blaukehlchen, eine Gartengrasmücke und einen rotrückigen Würger an und erhielt von unserem gemeinschaftlichen Freunde Doktor Havelmüller einen Raben geschenkt, dem die Gabe der Rede verliehen war. Zwar konnte er nur wenig, aber dieses sehr gut. Dabei war er von unzählbarer Bosheit und Tücke, so dass man ihn nicht frei umherlaufen lassen durfte, weil er sofort die schändlichsten Taten verübte, silberne Löffel stahl, andere Tiere peinigte oder, wenn er sie bewältigen konnte, auffass, welches Schicksal einmal beinahe unserem Hänschen mit dem langen Triller passiert wäre. Einmal hatte er eine Nachbarskatze beschlichen, die ihrerseits wieder gierig züngelnden Schwanzes einen Sperling zu belauern gedachte, und hatte sie so in diesen geliebten Zierat gebissen, dass ihre Gefühle unbeschreiblich waren. Nie habe ich jemanden gesehen, der grössere Eile hatte, auf den nächsten Baum zu kommen, als diese Katze. Wegen dieser gemeingefährlichen Eigenschaften hatte ich den Raben, dem nach einer von Hühnchen innig geliebten Geschichte aus den «Fliegenden Blättern» der Name Hoppdiquax beigelegt worden war, in einen geräumigen Kistenkäfig gesperrt, der an der Hauswand im Garten stand, und dort lebte er ganz vergnügt, doch stets auf neue Bosheit grübelnd. Von seinem geringen Sprachschatze, der nur aus dem Worte «Quatschkopp!» und dem Satze «da ist der Graf», im tiefsten Bass gesprochen, bestand, machte er oft den treffendsten Gebrauch. Einmal war ein junger Mann bei Hühnchen zum Besuch, der im Begriff war, das Bauführerexamen zu machen, sich aber nicht recht getraute und deshalb Hühnchen um Rat fragen wollte. Dieser, der nicht der Meinung war, dass dieser Jüngling bereits die erforderlichen Kenntnisse besitze, stand mit ihm in der Nähe des Rabenkäfigs, strich seinen Bart und bemühte sich nachzudenken, wie er diese bittere Pille wohl am besten zu überzuckern vermöge, da tönte in diese tiefe Stille hinein plötzlich die Stimme des Raben Hoppdiquax: «Quatschkopp!» rief er ganz laut und vernehmlich. Der junge Mann fuhr entsetzt herum und entdeckte endlich den boshafte Vogel, der ihn mit einem Auge höchst verständnisinnig anblickte. Beschämt und kleinlaut wendete sich der Jüngling dann wieder zu Hühnchen und sagte von tiefer Selbsterkenntnis ergriffen: «Ich glaube, der Vogel hat recht.» Er

befestigte sich nun noch ein halbes Jahr in den Wissenschaften und hatte es dem Raben zu verdanken, dass er nachher nicht durchfiel. Irgend ein Mitglied der Hühnchenschen Familie hatte, solange der Rabe im Hause war, stets einen verbundenen Finger, denn bei dem unverwüsthlichen Glauben an die innere Güte jeglicher Kreatur, die die-

sem Geschlechte eigen war, versuchten sie es immer wieder, durch zartes Entgegenkommen sein Herz zu gewinnen, wurden jedoch stets aufs neue durch tückische Bisse in den vertauensvoll vorgehaltenen Friedensfinger belohnt. «Ein rätselhafter Vogel!» pflegte Hühnchen oft zu sagen, nachdem er ihn lange sinnend betrachtet hatte.

(Fortsetzung folgt)

Winterabend

Im wohlig warmen Stübchen drinnen,
dort, wo der Kirchweg sanft sich neigt,
sitzt einsam, in verträumtem Sinnen,
ein müder, alter Mann und schweigt.

Er träumt vom Frühling, dem vergangen,
vom sommergoldnen Aehrenmeer,
vom farbentrunknen Herbstverlangen
und von des Winters Wiederkehr.

Der Schnee fällt draussen immer dichter,
bald schläft die Stadt im weissen Grab.
Unruhig leuchten letzte Lichter,
die Nacht senkt sich ins Tal hinab.

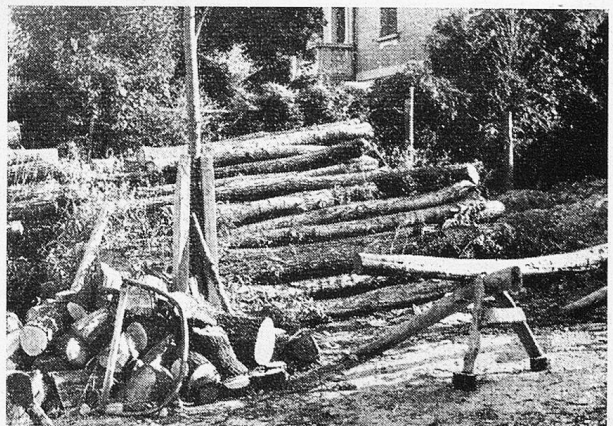
G. H. Egger

Z O C C O L I

«Klipp, klapp, klapp» echot es fröhlich treppauf, treppab auf dem holperigen Rundsteinpflaster der engen Winkelgässchen der Tessiner Dörfer. Behenden und sicheren Schrittes bewegen sich die fleissigen Töchter des südlichen Landes auf ihren altgewohnten Stöckelschuhen aus Holz. Bewundernd muss man immer wieder feststellen, wie sicher selbst alte, gebrechliche Weiblein, manchmal noch gebeugt unter der schweren Last einer Hutte oder eines Kopfbündels, in der scheinbar unbequemen Fussbekleidung der Zoccoli auftreten. Die Herren der Schöpfung bedienen sich ihrer weniger, aber nicht mit minderer Gewandtheit, auf ihren ländlichen Verrichtungen zwischen Stall und Wiese, Weinberg und Keller. Dabei sind diese praktischen und besonders gegen die ungesunde Feuchtigkeit des Bodens trefflich schützenden Fussgehäuse nur sehr lose mit ihrem Träger verbunden. Ein einfaches Ristband dient zum Einschlüpfen. Die Kunst liegt dann eben vielmehr dabei, die heiter plaudernden Plapperwerkzeuge in allen alltäglichen Lebenslagen ohne spielwidrige Schliche

an den Füßen zu behalten. Wem die «g'spassigen» Dinger einmal neckend entgleiten, den darf der heitere Spott der Eingeweihten nicht verdriessen.

Die Herstellung der «Zoccoli» ist bei unsern Meistern Gegenstand eines bescheidenen Kleingewerbes. An den waldigen Hängen und in den



Am Morgen Baumstämme und abends halbfertige Zoccoli.